

Frauenbunds aufgegriffen, der bereits in den dreißiger Jahren Freiwilligendienste für Abiturientinnen und für Jugendliche vom Land durchführte. Dieser Ansatz wurde vom nationalsozialistischen Regime unterdrückt. Im März 1960 setzte ein neuer Dienst in Flüchtlingslagern ein. Dieses Modell wurde vom Bundesministerium für Jugend, Familie und Gesundheit unterstützt und fand 1964 durch ein Bundesgesetz seine administrative Anerkennung wie seine rechtliche Absicherung. Wichtig ist, die Zielsetzung dieses Jahres herauszustellen: „Auf der Grundlage eines christlichen Glaubensverständnisses versteht es sich als ein Angebot für junge Menschen zu sozialem Engagement, zur Persönlichkeitsentwicklung sowie zu sozialer und politischer Bildung. Voraussetzung, Ausgangspunkt und Bestandteil der Bildungsarbeit im Freiwilligen Sozialen Jahr ist der Dienst der Jugendlichen in einer sozialen Einrichtung“ (36).

In dieser Broschüre wird nun von Teilnehmerinnen und Teilnehmern des Freiwilligen Sozialen Jahrs über ihre Erfahrungen hautnah berichtet; von Verantwortlichen werden Reflexionen zur sozialen Erziehung, zur sozialen Arbeit,

zum Pflegenotstand im Heim, zum Aufruf der Bischöfe zum „Jahr für die Kirche“ vorgetragen. So entstand eine glückliche Mischung aus Theorie und Praxis, die auch die heutigen Probleme um das Freiwillige Soziale Jahr nicht verschweigt: Es wird von den veränderten Motivationen der Teilnehmer gesprochen, es werden die Gefahren einer „Instrumentalisierung“ des Freiwilligen Sozialen Jahrs im Dienst des Abbaus der Jugendarbeitslosigkeit aufgewiesen, es wird nicht verschwiegen, daß offenbar der Sinn für solche sozialen Dienste nicht ansteigt. Manchmal lassen sich ideologisch verengte Aussagen nicht überhören, sei es im Sinn politik-kritischen Ressentiments (43–45), sei es im unpräzisen Rückgriff auf eine „emanzipatorische Erziehung“ (56 ff.).

Trotz dieser Mängel empfiehlt sich der Bericht durch seine erprobte Praxisnähe. Wenn ein Thema heute Erwachsene und Erzieher herausfordern sollte, dann wäre es die Bildung zu sozialem Verhalten, zur Solidarität. Das Buch gibt einen guten Impuls für die Theorie und für die Praxis.

R. Bleistein SJ

Kirche

FISCHER, Helmut: *Die Ikone*. Ursprung – Sinn – Gestalt. Freiburg: Herder 1989. 255 S. Lw. 38,-.

Wer tiefer in die Welt des ostchristlichen Kultbilds, der Ikone, eindringen will, sollte zu diesem Buch greifen. Es übertrifft auf vielen Gebieten, was in den üblichen Veröffentlichungen bisher geboten wurde. Der erste Teil schildert eingehend die Beziehungen des christlichen Bilds zu den Darstellungen der heidnischen Religionen, die Stellung des Bilds im Judentum und das Entstehen der verschiedenen Bildtypen in den ersten christlichen Jahrhunderten. Im zweiten Teil entwickelt der Autor die Ideen, die in der Zeit des Bildersturms im achten und neunten Jahrhundert zutage treten: die Argumente der Gegner der Bilder, die unter dem Einfluß spiritualistischer Tendenzen des Orients die Reinheit des Glaubens bewahren wollen, wie auch die Beweisführung der Verteidiger, die die heiligen

Bilder wegen der Menschwerdung Christi rechtfertigen und verehren. Auf dieser christologischen Grundlage entwickelt der Autor die Theologie des Bilds, wie sie aus den Definitionen des Zweiten Konzils von Nicäa hervorgeht. So wird das religiöse Bild zur Ikone, in der sich, zusammen mit seinen stilisierten menschlichen Zügen, die göttliche Natur Christi widerspiegelt und geistig gegenwärtig wird.

Am Ende dieses Teils untersucht der Autor noch die Stellung des Bilds im westlichen Christentum. Es ist sicher richtig, daß die Definitionen des Zweiten Nicänums von der westlichen Kirche nicht in der byzantinischen Interpretation aufgenommen wurden. Es liegen hier tiefe Mißverständnisse vor, die ihren Grund in den kulturellen und sprachlichen Unterschieden und in den politischen Gegensätzen zwischen dem byzantinischen und dem karolingischen Reich

hatten. Doch erhebt sich die Frage, ob die byzantinisch-orthodoxe Auffassung des Bilds die einzig mögliche für eine christliche Gemeinschaft ist. Einen Schlüssel für das Verständnis dieser Gegensätze bietet der Autor auch durch die Darstellung der Rolle des Neoplatonismus und Aristotelismus, die von Leonid Ouspensky abgelehnt wird.

Im dritten Teil werden die Technik und die Bildinhalte beschrieben. Die gedrängte Fülle der Informationen wird es allerdings dem nicht eingeweihten Leser schwierig machen, die Einzelheiten zu verstehen. So kann dieser Teil nur als eine Einführung in die praktische Verwirklichung der Ikone angesehen werden.

Im letzten Teil erscheint ein besonderer Wessenzug dieses Buchs: Der Autor schreibt aus der Erfahrung eines evangelischen Theologen heraus, der zugleich Ikonenmaler ist. Wenn man auch manchmal den Einfluß einer etwas romantischen Ikonenliteratur unserer Zeit bemerkt, so bewahrt er doch seine Identität. Es ist sein Verdienst, Fragen neu gestellt zu haben, die noch immer zwischen den getrennten Glaubensgemeinschaften bestehen. Welches sind für alle Christen die objektiven Folgerungen aus den Definitionen des Zweiten Konzils von Nicäa? Ist die Ikone die einzig mögliche Form, die den christlichen Glauben bildlich ausdrückt? Ist sie notwendig für die Rechtgläubigkeit einer Kirche, oder kann sie eher als ein Reichtum angesehen werden, der aus der Verschiedenheit der christlichen Gemeinschaften entspringt? Und schließlich, ist das Urteil über die religiöse Armut der westlichen Künstler nicht etwas zu streng, wenn man an so bedeutende Werke wie die Sonette eines Michelangelo und die Briefe eines Raffael denkt?

Hinter diesen und anderen Fragen steht das große ökumenische Anliegen der Christen unserer Zeit, das vom Verfasser immer wieder berührt wird. Wenn wir fähig sind, anderen Glaubensgemeinschaften offen gegenüberzustehen und ihre Werte zu bewundern, dann wird die Ikone zum Ort der Begegnung. Vor den Ikonen der Gottesmutter von Vladimir beten heute Christen in Rußland, Indien, Amerika und Europa. Es wäre wünschenswert, daß sich die orthodoxen Brüder vielleicht auf einem anderen

Gebiet religiöser Kultur um diese Bereitschaft bemühen.

E. Sandler SJ

BOBERSKI, Heiner: *Das Engelwerk*. Ein Geheimbund in der katholischen Kirche? Salzburg: Müller 1990. 288 S. Kart. 34,80.

„Wenn aber diese ‚Privatoffenbarungen‘ unecht sind, was steckt dann dahinter für ein erschütternder Hochmut, der selbst über die geistige Schöpfung Gottes etwas wissen möchte, was Gott nicht geoffenbart hat!“ Mit diesen scharfen Worten hat sich der Theologe Johann Auer über jene „Privatoffenbarungen“ der Gabriele Bitterlich geäußert, die von den Anhängern des „Opus Angelorum“ (dem „Engelwerk“) als „Mutter“ verehrt wird. Und er ist nicht der einzige konservative Kritiker jener Bewegung, die immer mehr Anhänger in ihren Bann zieht. Hier sei nur an den Dominikaner van der Ploeg erinnert, der sich über die pseudo-hebräischen Namen der Engel im Handbuch dieses Opus mokierte. Dabei wurde in Verwaltungsbefehlen mehrerer Bistümer darauf hingewiesen, daß zum Beispiel Priester des Engelwerks keine Exerzitionen mehr halten dürfen. Diese Kritiker kommen in der kenntnisreichen Analyse von Heiner Boberski zu Wort.

Boberski, Redakteur der österreichischen Wochenzeitung „Die Furch“, hat sich intensiv mit Quellen, Erscheinung, Theologie und Praxis des Engelwerks beschäftigt. Allein schon ein Blick in sein Literatur- und Quellenverzeichnis zeigt, wie umfangreich seine Kenntnisse zu diesem Thema sind. Aber auch gegen welche Widerstände er sich auf den aktuellen Informationsstand gebracht hat. Denn von der Petersburg im österreichischen Silz (Tirol) aus, dem Sitz des Opus Angelorum, wird eine Mauer des Schweigens um das Werk gezogen. So, wie es allen neuen Mitgliedern des Engelwerks eingeschärft wird: „Das Schweigen ist das erste Gebot im Werk.“

Vergleiche mit der ebenso integralistischen wie antimodernistischen Gruppierung „La Sapienière“ unter Papst Pius X. kommen bei der Lektüre des Buchs auf, wenn man sich die Erscheinungsformen des Engelwerks genau ansieht.